



Leseprobe

Johannes Herwig

Bis die Sterne zittern

Ein Roman über jugendliche
Opposition im
Nationalsozialismus

»Herwig [beschreibt] authentisch und berührend Harros Bemühen, seinen Weg zu finden ... Man findet sich in Harros Geschichte wieder — mit all seinen Problemen und Ängsten.« *Jugendjury zur Nominierung für den Jugendliteraturpreis 2018*

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,00 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 13. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Johannes Herwig
BIS DIE STERNE ZITTERN



Autor

Johannes Herwig, geboren 1979 in Leipzig-Connewitz, wusste schon als Kind genau, was er wollte: schreiben. Zunächst studierte er Soziologie und Psychologie und gründete die Filmgalerie Phase IV in Dresden, bevor er sich seiner Berufung widmete und die Arbeit an seinem Roman über die Leipziger Meuten begann. »Bis die Sterne zittern« wurde mit dem Paul-Maar-Preis für junge Talente ausgezeichnet und von der Jugendjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2018 nominiert.

JOHANNES HERWIG
BIS DIE STERNE ZITTERN

**EIN ROMAN ÜBER JUGENDLICHE
OPPOSITION IM NATIONALSOZIALISMUS**



Wir reduzieren und vermeiden die Emissionen, die an unseren Produkten entstehen fortlaufend und gleichen die verbliebenen Emissionen über ein Klimaschutzprojekt aus. Weitere Informationen zu dem Projekt: www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Unterrichtsmaterialien zu diesem Buch sind erhältlich unter:
www.schullektuere.de

Der Kartenausschnitt auf Seite 254 f. stammt aus dem »Stadtplan von Groß-Leipzig«, einem Nachdruck der Ausgabe von Ed. Gäbler, Leipzig, 1940, erschienen bei Schmidt-Römhild, Leipzig, 1998.
Im Nachdruck © Max Schmidt-Römhild GmbH & Co. KG

3. Auflage

Erstmals als cbt Taschenbuch Oktober 2021

© 2017 Gerstenberg Verlag, Hildesheim

Alle Rechte für diese Ausgabe vorbehalten durch

cbj Kinder- und Jugendbuch Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Suse Kopp, Hamburg

Umschlagmotive © SZ Photo / Scherl / Bridgeman Images

kk · Herstellung: LW

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-31332-9

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für dich

Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Rainer Maria Rilke

PROLOG

Der Zigarettenrauch vor der Schreibtischlampe des Kommissars stieg in den Raum wie eine Erscheinung aus dem Moor. Die Arbeitsfläche des Tisches war grell erleuchtet, der Rest des Zimmers lag in unergründlicher Dunkelheit. Ich sah fleischige Finger, die ein Büchlein hielten. Es war lächerlich winzig. »Was wir suchen, ist alles«, stand auf dem Einband. In dem gläsernen Aschenbecher daneben qualmte eine Kippe, deren Glut sich träge ihren Weg fraß.

»Hinsetzen«, sagte der Kopf, von dem ich nur die Umrisse erkennen konnte. Das Büchlein deutete dabei in Richtung eines Stuhls. Ich tat wie geheißen und wartete. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das trübe Licht und ich konnte ein wenig des Interieurs ausmachen: hohe Schränke, eine Garderobenstange, die aussah wie eine mittelalterliche Waffe, ein zweiter Schreibtisch.

Die Zigarette erlosch. Der Kommissar hatte kein einziges Mal an ihr gezogen. Für Minuten passierte nichts. Mein Gegenüber blätterte nicht einmal in seinem Buch. Beinahe dachte ich, er hätte mich vergessen, und überlegte, mich in irgendeiner Form bemerkbar zu machen, als er endlich anfang zu sprechen.

»Harro Jäger. Adolf-Hitler-Straße 157. Sechzehn Jahre alt.

Schüler. Tatsachen so weit?« Er legte das Büchlein beiseite, aufgeschlagen.

»Korrekt«, bestätigte ich förmlich.

»Du gehst gern in die Schule? Bist ein guter Schüler?« Das klang nach Feststellungen, nicht nach Fragen.

»Ich bemühe mich.« Der Kopf nickte.

»In der Freizeit, was machst du in der Freizeit?«

»Nichts Besonderes«, sagte ich. »Das, was alle machen. Körper und Geist trainieren. Lesen. Sport. Spazieren gehen.« Der Kopf nickte wieder.

»Du bist spät in die HJ eingetreten. Und umso früher wieder abberufen worden. Warum?« Der Kopf des Kommissars schob sich weiter nach vorne, ins Licht. Der Mann war jünger, als ich gedacht hatte.

»Differenzen mit dem Kameradschaftsführer. Hatte nichts zu tun mit der Organisation.« Das war gar nicht mal gelogen. Der Kommissar zeigte keine Regung und griff nach seinen Zigaretten. In sein Feuerzeug war ein Hakenkreuz geprägt, das, schnippte man den Deckel hoch, in der Mitte auseinanderklappte.

»Konrad Weißgerber? Sagt dir was?« Erneut mehr eine Feststellung. Hilmas Bruder. Ich entschied, mich so ahnungslos wie möglich zu stellen, und verneinte. Die neue Zigarette wanderte in den Aschenbecher. Wunderliche Formen aus Rauch begannen, über dem Tisch zu tanzen.

»Harry Sommer? Kennst du den?« Ich schüttelte den Kopf.

»Sagt mir nichts. Überhaupt nichts.«

»Breiter Kerl. Unmöglich zu übersehen«, hakte der Kommissar nach. Nun ahnte ich, wen er meinte. Ich blieb beim

Nein. Die Finger griffen nach der brennenden Kippe und klopften die Asche ab. Dann nahm der Kommissar einen langen, knisternden Zug, fixierte mich und drehte den Lichtkegel der Lampe in mein Gesicht, sodass ich blinzeln musste.

»Heinrich Umrath? Was ist mit dem?«

»Mal getroffen. Keine nahe Bekanntschaft«, sagte ich, so unbeteiligt es ging. Alles konnte ich ja auch nicht abstreiten, zumal er nach meinem Nachbarn fragte. Die Zigarette, erneut im Becher abgelegt, warf einen Funken, als wäre versehentlich ein Körnchen Schwarzpulver im Tabak gelandet.

»Wo?«, fragte der Kommissar, und als ich nicht gleich reagierte, fügte er an: »Wo getroffen?«

»Auf der Straße«, sagte ich. »Auf der Straße mal.« Das weiße Licht der Lampe blendete. Ich schaute unter der Innenfläche meiner Hand hervor.

»Auf der Straße mal«, wiederholte der Kommissar. Ich hörte, wie einfältig diese Antwort war. In meinem Hals kitzelte es und ich gab mir Mühe, mich nicht zu räuspern. Stattdessen rutschte ich auf dem Stuhl hin und her. Der Kommissar klopfte mit seinem Feuerzeug auf dem Tisch. Es klang wie der Rhythmus eines langsamen Marsches.

»Wenn ihr euch getroffen habt, worüber habt ihr geredet?«, fragte er schließlich.

»Was meinen Sie damit?«, fragte ich zurück, ein wenig zu schrill. Und dann ging alles ganz schnell. Der Kommissar stand auf, zog meinen linken Unterarm auf den Tisch und prügelte die Kante des Feuerzeugs in meinen Handrücken, kurz und hart, als hacke er Buchenholz. Ungläubig starrte ich auf Haut und Blut und noch mal Blut, immer wieder stampfte das sil-

berne Hakenkreuz auf meine Knochen, und dann kam der Schmerz. Ich schrie und schrie und verlor die Fassung. Egal wie dick die Wände waren, ganz sicher war mein Gebrüll bis auf die Straße zu hören. Verzweifelt versuchte ich, mein Handgelenk aus der Umklammerung zu lösen. Ich wand mich und riss und hatte keine Chance. Endlich ließ der Polizist von mir ab. Ich drückte meine Linke gegen die Brust und bedeckte sie mit der Rechten. Weich und heiß drängte sich das zerschlagene Fleisch gegen den Ballen. Doch es war noch nicht vorbei. Der nächste Schmerz kam vom linken Ohr. Dicke Finger packten es und zogen und drehten meine Ohrmuschel einmal herum. Es knirschte und knackte in meinem Kopf. Ich jaulte in blinder Panik und vergaß für ein paar Momente, wer ich war und wo. Die Marter war bestialisch.

»Bin ich ein Idiot?«, rief der Kommissar in das zerdrehte Ohr. »Bin ich ein Idiot?«, immer und immer wieder. Ich versuchte, ihn abzuwehren, irgendwie, aber es ging nicht. Ich war zu klein und zu schwach und fühlte mich viel zu elend. Es war eine schrecklich entwürdigende Angelegenheit.

»Bin ich ein Idiot? Bin ich ein Idiot?« Zehn, zwanzig Mal, vielleicht noch öfter. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Boden und hustete. Der Kommissar saß auf seinem Platz. Aus einer dämmrigen Ecke seines Schreibtischs hatte er ein Telefon gezogen und sprach leise in den Hörer. Meine linke Hand bot einen erschreckenden Anblick. Mit der rechten tastete ich zu meinem Ohr. Einen irren Moment lang dachte ich, es wäre nicht mehr da. Dann blieb ich liegen. Beim Aufstehen wollte ich aus dem bösen Traum erwacht sein.

Der Wärter, der mich gebracht hatte, betrat den Raum,

ohne zu klopfen. Erst sah ich im Türrahmen sein Gesicht, dann nur noch seine Schuhe. Eine schwarze Sohle wackelte vor meiner Nase.

»Komm, hoch. Ich zeig dir dein Nest.« Ich richtete mich auf. Das ging erstaunlich einfach, doch als ich in der Senkrechten war, blinkten Sterne wie bei einem kaputten Signalgeber. Die Wände wurden schräg. Um nicht zusammenzusinken, hielt ich mich am Nächstbesten fest, was ich greifen konnte. Das war der Kragen des Wachmanns.

»Na, na«, sagte er und stützte mich ein wenig. »Schon gut. Hier geht's raus.« Ich hatte keine Orientierung und keine Reserven. Ein Schäfchen hätte sich nicht leichter führen lassen. Wenn ich die schmale Hoffnung gehegt hatte, mit »raus« hätte der Wachmann »in die Freiheit« gemeint, wurde sie sogleich vernichtet. Ein paar Gänge, ein paar Treppen, dann stand ich in einer Zelle.

»Erzähl ihm lieber alles, was du weißt«, sagte der Wachmann, bevor er die Holztür schloss. Sie sah mehr nach Burgverlies als nach moderner Gefängnisanstalt aus. War da Mitleid in seiner Stimme? Oder war das nur ein besonders schmutziger Trick, mich zum Quatschen zu überreden?

Scharf zog der Gestank der Zelle in meine Nasenflügel. Hier komme ich nicht wieder weg, dachte ich. Nie.

1 Meine Geschichte beginnt dort, wo Leipzigs schönste Straße endet. Der Scheißdreck an Leipzigs schönster Straße war, dass sie seit drei Jahren einen neuen Namen trug. Als ich zwölf war, hatte ein Mann das Blechschild an meinem Haus entfernt, das bis dahin jedem Vorbeigehenden anzeigte, wo er sich befand. Auf der Südstraße nämlich. Er war nur ein Grashalm gewesen, der Mann, im Gesicht windschief und verknittert. Aber das Schild hat er mitgenommen. Am nächsten Tag kam er mit seinem Handwagen und seiner Leiter wieder und brachte ein neues an. Seitdem hieß die schönste Straße Leipzigs so: Adolf-Hitler-Straße.

Es passierte am ersten Tag der Sommerferien. Zu Ostern hatte ich die neunte Klasse der Oberschule mit mäßigen Zensuren abgeschlossen, in jedem Fall nicht gut genug für meine Eltern. Sie hätten es lieber gesehen, wenn ich mir ein Türmchen aus Schreibkram und Büchern gebaut und mich dahinter versteckt hätte, aber ich trieb mich lieber auf der Straße rum.

An der Kreuzung vor meinem Wohnblock lärmte der Nachmittag. Elfenbeinfarbene Straßenbahnen luden zerrupfte Trauben von Menschen aus und wieder ein. Bremsten sie ab, konnte man das Geräusch bis in die Backenzähne spüren. Das

war witzig und widerwärtig zugleich. Ungefähr eine Million Mofas unterschiedlichster Ausführung knatterten pro Minute über beide Seiten der Straßen. Die Dinger waren der letzte Schrei, auch wenn sie einen Lärm veranstalteten, der in keinem Verhältnis zu ihren geringen PS stand. Sie klangen wie ein Hummelstaat, der durch ein Megafon gejagt wurde. Komplettiert wurde das Konzert von Dutzenden Stimmen, die aus den weit geöffneten Türen und Fenstern der Wirtschaften drangen. Es war zwar noch nicht Abend, aber die Sonne machte durstig. An der Ecke zu einer Seitenstraße spielten ein paar Mädchen mit blauen Haarbändern Himmelhuppe.

Dort also, wo Leipzigs schönste Straße endet, an der großen Kreuzung, die Connewitzer Kreuz genannt wurde, flatterte an diesem Tag die Fahne der Hitlerjugend heran, ein schwarz-weiß-rotes Biest an einer langen Stange aus Holz. Unten an der Stange war ein Junge, ungefähr in meinem Alter, festgewachsen. Er schaute so ernst, als ob seine Miene selbst aus Holz wäre, unbeirrt und unbewegt.

Hinter ihm, aufgereiht wie auf einer Perlenkette, marschierten noch mehr Hitlerjungs. Ich sah nicht so genau hin, denn ich suchte keinen Ärger. Die Hände in den Hosentaschen trat ich zur Seite und tat, als wäre ich überall, nur nicht an dieser Stelle zwischen Straße und grauem Mauerwerk. Doch ich war nicht so durchsichtig, wie ich es mir wünschte.

»He, du da!«, brannte es in meinem Nacken. Ich gab vor, nichts gehört zu haben, obwohl ich schon ahnte, was jetzt kommen würde. Wäre ich gerannt, hätte der Tag einen anderen Ausgang genommen. Doch ich rannte nicht, ob aus Leichtsinn oder aus Angst oder aus Tapferkeit, das wusste nur die Sonne.

Noch ein Pfiff. Noch ein Rufen. Und dann waren sie plötzlich so nahe, dass man keine besonders geschärften Sinne brauchte, um zu spüren, dass jemand hinter einem ging.

»Bist du taub?«, sprach es direkt in mein Ohr. Ich drehte mich um. Die Fassaden der Häuser reflektierten das Licht, sodass ich blinzeln musste. Ein Halbkreis von Gesichtern rückte näher. Alles Mögliche war in ihnen zu lesen: Verachtung, Hochnäsigkeit, ernste Empörung, in jedem Augenwinkel die Erleichterung, nicht in meiner Haut zu stecken. Wie von selbst hob mein Körper abwehrend die Hände.

»Langsam«, sagte ich. »Was ist los? Was hab ich gemacht?« Der Halbkreis blieb stehen. Eins der Gesichter löste sich und kam ganz nah an meins heran.

»Du hast etwas nicht gemacht«, sagte das Gesicht. Die Worte kamen direkt durch die Zähne, in den Lippen war keinerlei Bewegung. Die Schultern unter dem Gesicht waren so dick, dass sie den Halbkreis der anderen verschluckten. Der Riemen über dem braunen Hemd spannte.

»Du hast die Fahne nicht gegrüßt.«

»Hab sie nicht bemerkt, nur nicht bemerkt«, sagte ich. »War keine Missachtung!«

»Kleiner, die Fahne, die ist mehr als der Tod! Verstehst du das?« Nein, das verstand ich nicht. Ich nickte.

»Ein jeder hat die Fahne zu grüßen! Ganz gleich, wo er steht!«

Die Doppeldeutigkeit seiner Worte war dem Hitlerjungen offensichtlich nicht bewusst.

»Wer es nicht tut, wird bestraft!« Ich wich ein Stück zurück, als könnte das die unvermeidlichen Schmerzen verhin-

dern. Die Mauer, an die meine Hacke stieß, besiegelte die Situation.

»Kommt, bitte, lasst«, stammelte ich beschwichtigend, ohne mir etwas davon zu versprechen. Wie ein umgekehrtes Echo spürte ich schon die Backpfeifen. Doch sie kamen nicht.

»Macht die Fliege!«, rief eine sehr laute Stimme. Dann hörte ich, wie mehrere Personen in die Hände klatschten, als wollten sie eine Rote Wildschweine vertreiben. Die dicken Schultern drehten sich zur Seite, dahinter sah ich bunten Tumult, Dutzende Arme schoben und rissen aneinander. Empörte Schreie flogen durch die Luft.

»Schluss! Genug!«, rief der Dickschultrige. Es klang wie zwei Schüsse. Das Gewimmel löste sich. Jetzt konnte ich die veränderte Lage erfassen. In die Gruppe der Hitlerjungs hatten sich mehrere Keile anderer Kerle geschoben. Ihre Kleidung wich deutlich ab von dem, was man so kannte. Es waren weniger, aber sie sahen verwegen aus.

»Is' uns recht! Mach' mer uns nich' dreckig, weißte?«, sagte einer von ihnen, ein großer Bursche mit viel zu langen strohblonden Haaren. Seine Augen sprühten Funken. Er erinnerte mich an jemanden.

Für ein paar Sekunden hätte man die Luft in Stücke schneiden können. Wenn auch nur eine Person der beiden Fraktionen eine falsche Bewegung machte, würde das Jüngste Gericht losbrechen. Mühsam würgte der Dickschultrige seine Wut herunter. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er hier wohl nicht klein beigegeben, doch dem Rest seiner Truppe war sichtlich die Lust vergangen. Die meisten blickten zu Boden.

»Und kehrt! Aus der Bahn!«, sagte er schließlich, irgendwohin. Die Neuankömmlinge grinsten. Mit erhobenen Händen ließen sie die Hitlerjungs passieren. Der Wortführer lief hinten. Hätte sein Blick töten können, wären wir alle gefallen wie Kegel.

Der Tross entfernte sich. Ein paar Passanten schauten neugierig, noch mehr schauten streng, doch alle schwiegen.

»War'n los?«, fragte der Blonde. Ich atmete einmal tief aus, die Anspannung ließ nach.

»Habe die Fahne nicht begrüßt«, sagte ich und zuckte mit den Schultern. Der Blonde grinste und klopfte in einer freundschaftlichen Geste, die so angenehm wie ein Hammer Schlag war, gegen meine Brust.

»Bestens«, sagte er. »Braucht man auch nicht grüßen.« Prüfend blickte er mich an. »Wolltste nicht oder konntste nicht?« Ich verschränkte die Arme und zog die Brauen nach oben. Ein bisschen konnte ich auch spielen. Der Blonde zeigte seine Zähne.

»Bestens«, wiederholte er. Dann lief ein Grübeln über sein Gesicht. »Kenn ich dich nich'? Wohnst in der Gegend, was?« Jetzt wusste ich, an wen er mich erinnerte. In der Nachbarschaft gab es einen Jungen, der mit seinem Vater auf einem alten, kutschenartigen Ungetüm Kohlen auslieferte. Das war er. Ich hatte ihn nicht erkannt, weil er sonst ganz anders aussah, in seiner schwarzen Arbeitskleidung und mit dem Ruß auf den Wangen. Ich nickte.

»Kenn dich auch«, sagte ich. »Umrath, richtig? Kohlen?« Der Blonde spitzte die Lippen, als wolle er pfeifen.

»Da vorn. Stimmt's?«, fragte er und zeigte auf das Eckhaus,

in dem ich wohnte. Es war nicht weit. Ich nickte wieder. Mein Gegenüber zwinkerte mir zu.

»Alsdenn. War uns ein Vergnügen.« Noch einmal spürte ich seinen prüfenden Blick, den er kurz von mir löste, in die Runde schweifen ließ und wieder auf mich heftete.

»Komm doch mal vorbei«, sagte er dann. Noch einmal verschränkte ich die Arme und zog die Brauen gen Himmel. Ein Daumen von der Größe eines jungen Baumstumpfs deutete die leicht abschüssige Pegauer Straße hinunter.

»Kinos. Oder Kirche«, sagte der Blonde. »Mal so, mal so. Gegen Abend. Alle zwei, drei Tage. Schau einfach.« Er strich seinen Scheitel nach, die Haare fielen ihm bis in die Augen. Eine kolossale Hand schob sich vor meine Nase. Ich schüttelte sie.

»Heinrich.«

»Harro.«

2 Erker schmückten die Fassade meines Hauses, neben dem hohen Eingang befanden sich links und rechts zwei Geschäfte. Oben an der Ecke schaute eine kleine, etwas verirrt wirkende Kuppel hervor. Darüber schloss der Bau mit einem offenen Türmchen ab. Widersetzte man sich den Verboten, auf dem Dachboden zu spielen, konnte man sogar in das Türmchen hineinklettern, sich bei Wind die Haare zerzausen lassen und eine herrliche Aussicht über die Stadt genießen.

Gegenüber vom Haus lag ein kleiner Park, der das örtliche Brausebad einfasste: die öffentliche Einrichtung für all jene, die keinen Boiler oder Wannenofen besaßen. Ich, als Sohn einer Lehrerfamilie mit beiden ihren Beruf auch tatsächlich ausübenden Elternteilen, gehörte nicht dazu.

In ein Buch vergraben – es war nicht von der Schule, sondern von Karl May – lag ich auf meinem Bett. Das geschlossene Fenster schützte mich vor der Schwüle. Die Geschichte war spannend, doch immer wieder flossen meine Gedanken weg zu dem Erlebnis vor ein paar Tagen, wie die Farben bei einem viel zu nassen Aquarell.

Wer waren diese Jungs? Mit etwas Abstand fiel mir auf, dass ich dem einen oder anderen schon einmal begegnet war. Die-

ser Stil, die Art sich zu kleiden, war einfach zu ungewöhnlich, um ihn zu übersehen.

Es muss irgendwann im Frühjahr gewesen sein, vor dem Central-Theater am Anfang der Bornaischen Straße. Da standen zwei dieser Kerle in kurzen Lederhosen und blauen Jacken, unter dem Saum winkten frech bunte Karos. Danach sah ich diese oder eine ähnliche Kluft immer wieder. Sie war wie eine rote Murmel in einem Riesensack voll grauer Kugeln. Sie fiel auf, aber auch wieder nicht, denn es gab so viele andere.

Und nun war ich eingeladen, bei den roten Murmeln vorbeizuschauen. Hatte ich darauf Lust? Natürlich hatte ich das.

Ich steckte ein Lesezeichen in mein Buch, legte es zur Seite und stand auf. In Bügelfalten und weißem Hemd wollte ich nicht vorstellig werden. Ich brauchte eine weniger blamable Montur, unbedingt.

Unser Dielenschrank war drei Meter hoch wie breit, oder zumindest kam es mir so vor. Wie immer protestierten die Scharniere der rechten Tür. Zielloos wühlte ich in Stoffhäufchen herum. Leinenjacken, Hosenträger, Sakkoanzüge, nichts erschien mir passend. Eine Knickerbocker sprang mir ins Auge, die hatte ich seit Jahren nicht getragen, aber sie war besser als nichts.

Oberhalb der Hüfte war die Sache noch schwieriger. Es gab einfach überhaupt nichts, was nicht nach bravem Jüngelchen aussah. Irgendwann resignierte ich, krepelte die Ärmel meines Hemdes hoch, schob die Unterlippe vor und drehte mich zum Spiegel. Wie gewollt und nicht gekonnt feixte mich mein Ebenbild an. Sei's drum, dachte ich mir. Die Sache war ja mir angeboten worden und nicht umgekehrt.

Langsam kroch die Schwüle nun doch durch die Ritzen der Fenster. Es war einer jener Abende, an denen man jede Minute darauf wartet, dass die Hölle vom Himmel fällt – oder, ohne ein einziges Tröpflein, hochnäsiger vorbeischiebt.

Ich trat auf die Straße. In der Mitte der großen Kreuzung streckte sich eine Steinsäule mit Stadtwappen und Kreuzbild in die Luft. Irgendetwas Historisches, genau wusste ich es nicht, in jedem Fall war sie Namensgeber für das Connewitzer Kreuz. Als ich an ihr vorbeilief, klappte ich einmal auf den rostroten Porphyr. Das sollte Glück bringen.

Ich musste nicht überlegen, welches der beiden Kinos ich zuerst ansteuern sollte. Heinrichs Schopf, hell wie ein Bündel Gerstenähren, leuchtete vom Fußweg vor dem Union-Theater auf der Pegauer Straße herüber. Mein langsames Näherkommen erlaubte mir, ihn genauer zu betrachten. Wieder staunte ich, wie anders er ohne Kohlschwärze wirkte. Weiße Kniestrümpfe in kastanienbraunen Bundschuhen, kurze Lederhose, rot-schwarz kariertes Hemd – die Metamorphose war beeindruckend. Seine Ärmel hatte er ebenfalls hochgekrem-pelt, das fand ich beruhigend. Er lächelte mir zu, breit wie ein Fenster.

»Da biste! Prächtig! Geht's gut? Hast Ferien, was?« Ich hob die Schultern, gleichzeitig nickte ich. Eine Handvoll anderer Jungs musterte mich und ich sah ihnen an, dass ich der Einzige mit Sommerferien war. Schnell wechselte ich das Thema.

»Harro«, sagte ich und hielt dem Erstbesten im Kreis die Hand hin, einem kantigen, sonnenverbrannten Kerl, der vor ein paar Tagen dabei gewesen war. Sein Händedruck ließ mich innerlich aufschreien, aber ich wahrte die Haltung.

»Willi«, sagte er und musterte mich weiter, nicht unfreundlich.

»Einer unserer Kanuten«, sagte Heinrich. »Das hier ist der andere.« Er setzte seine Pratze wie eine riesige Spinne auf die Schulter von Willis Nebenmann. Der grinste.

»Richard«, sagte er. Wir schüttelten die Hände. Es ging schon besser, ich war vorbereitet.

Die Vorstellungsrunde brach ab, als Heinrich anfang zu lachen. Er lachte und lachte und schlug sich die rechte Faust in den linken Handballen, sie knallte wie ein Bauchklatscher im Schwimmbad.

»Gibt's nicht! Frauen in kurzen Hosen! Was'n das Nächste? 'ne Reichskanzlerin?« Ich folgte seinem Blick. Ein Mädchen mit brünettem Bob, dessen Haarspitzen sich um ihre Augen kräuselten, kam die Straße hoch. Sie hatte einen Ausdruck im Gesicht, der ihr Platz verschaffte, auch wenn sie höchstens so alt war wie ich. Sie sah aus, als wüsste sie genau, was sie wollte – und auch, dass man ihr genau das ansah.

Doch eigentlich war es nicht ihre Mimik, die mich fesselte. Mich fesselte ein Kleidungsstück. Es war eine Hose. Eine kurze Hose. Eine kurze Lederhose. Genauso eine, wie Heinrich sie trug, und der sah damit schon wild aus. Das Mädchen kam näher, ging direkt auf ihn zu. Ich dachte schon, sie wolle Heinrich schlagen, doch dann blieb sie einen halben Meter vor ihm stehen und umarmte ihn. Ich staunte.

»Bestens! Steht dir bestens, meine alte Hose!«, sagte Heinrich, während er das Mädchen noch an den Schultern hielt und betrachtete.

»Darf ich vorstellen? Hilma!«, sagte er schließlich und

